



Inhalt: Text. Auf der Bühne. Künstler-Novelle von A. Forstenheim. (Schluß.) — Zur Ästhetik der Mode. Von Hans Schliepmann. IV. — Aus dem alten Hannover. Von S. Vogt. II. — Raphaëla Pattini. Königl. preuß. Hofopernsängerin. — Die Abhärtung. Von Dr. P. R. Koch. — Aus dem Frauenleben einst und jetzt. — Die Maler unserer Bilder. — Geh. Rat Dr. Schröder 7. — Vantes Allerlei. — Illustrationen. Vorfrühling im Walde. Von J. v. Klever. — Roman-Illustration. — Raphaëla Pattini. — Ruhende Löwen. Von Paul Meyerheim. — Christin in den Katakomben. Von N. Sichel. — Porträts. — Jul. v. Klever, Paul Meyerheim, Nathanael Sichel. — Geh. Rat Dr. Schröder.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Auf der Bühne.

Künstler-Novelle von A. Forstenheim.



n einem Rausche des Entzückens flogen Liddy achtundvierzig Stunden hin. Die Probe machte ihr dazwischen wohl ein bischen Herzklopfen, ja sie glaubte auf dem Wege dahin wieder jenen fatalen Kiesel im Halse zu fühlen, der sie so sehr erschreckte, und

räusperte sich wiederholt; doch Ordelius ließ ihre Angst nicht gelten. Er verwickelte sie in eine anregende Konversation, die sie zerstreute, und da sie in der Probe nur zu markieren brauchte, so lief die Sache diesmal mit dem bloßen Schreden ab. Darob in fröhlichster Stimmung, nahm sie eine reizende Gesellschaftstoilette, die sie sich, in der ihr eigenen graziosen Weise, selbst für diese Kunstreise zurechtgemacht, und fuhr zum Diner beim General Grafen von K. Als nicht nur Ordelius, sondern auch der ganze übrige vornehme Gesellschaftskreis sie „bezaubernd“, „feenhaft“ fand, alle Welt ihr den Hof machte und sie mit Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien überhäufte, dasselbe arme, bescheidene Mädchen, das bisher so unbeachtet durch das Leben, nicht einmal ging, sondern gestoßen und gepufft wurde, da begann

sie beinahe selbst zu glauben, das Schicksal sei müde geworden sie zu verfolgen, der Stern des Glückes auch ihr endlich aufgegangen. In dieser erhöhten Stimmung entwickelte sie so viel Lebhaftigkeit, Geist und Grazie, daß Ordelius immer mehr berückt wurde, und selbst Mme. della Duca in Erstaunen geriet. Aus dem getretenen Wurm hatte sich ein prächtiger Schmetterling entpuppt.

Mitten in den Lustbarkeiten klang für Liddy, wie für Mähenbrödel die Mitternacht, die siebente Stunde, welche sie zur Vorstellung ins Theater rief. Mme. della Duca erhob sich, gab Liddy ein Zeichen, und die beiden Damen verabschiedeten sich von der Gesellschaft. „Auf Wiedersehen, reizendes Mädchen aus der Fremde“, bis Sie uns durch den Reichtum Ihrer Gaben aufs neue



Vorfrühling im Walde. Holzschnitt nach dem Gemälde von J. v. Klever.

entzücken. Auf Wiedersehen im Theater!" scholl es ihr nach, als sie schon die Thüre erreicht hatte. Sie wandte sich nochmals um und dankte nach allen Seiten. Doch ob ihre Lippen auch das stereotype Lächeln der Theaterdamen zeigten, ihre Wangen waren plötzlich freibleich geworden, und die Augen hatten den Ausdruck des Schreckens angenommen. Ehe dies jemand bemerkte, ja sie selbst sich davon Rechenschaft gab, saß sie im Wagen, der dem Theater zurollte. Das Feuer, das sie im Saale wohlthuend durchströmte, war jetzt eisiger Kälte gewichen, welche sie, wie im Fieber, zittern machte. Sie hüllte sich fester in ihren Mantel und lehnte sich stumm in die Ecke zurück. Mme. della Duca sagte ihr wohlmeinend dies und das, doch Liddy gab keine Antwort. Die Professorin erriet den Grund. Wie bei Liddy die Sängerin, war bei ihr die Lehrerin in den Vordergrund getreten; die nervöse Gereiztheit machte sie hellsehend.

"Anfimm, fallen Sie doch nicht wieder in Ihre niederträchtige Feigheit zurück, unglückselige Kreatur!" fuhr sie in ihrem Schrecken zornig auf. "Bedenken Sie, daß von Ihrer Ruhe, Ihrer Selbstbeherrschung, Ihrer künstlerischen Leistung in der nächsten Stunde Ihr ganzes Lebensglück, die Ehre von uns beiden abhängt, Liddy!"

"Das weiß ich ja nur zu sehr — das ist es ja, was mich niederdrückt, fast von Sinnen und um den Gebrauch meiner Kräfte bringt," wimmerte das junge Mädchen. "Um Gottes Barmherzigkeit willen, sagen Sie mir, wie ich mich gegen diese schauerhaften Nervenkrämpfe schützen soll, sie werden im entscheidenden Momente mich wieder erfassen, o retten Sie mich, Madame!"

Und als müßte sie sich gegen ein körperliches Versinken bewahren, umklammerte ihre eiskalte, zitternde Hand den Arm der Professorin; doch diese stieß sie rauh von sich und murmelte wüthend einen italienischen Fluch zwischen den Zähnen.

Der Wagen hielt vor dem Theater. Der Schlag wurde aufgerissen, und eine Menge dienstfertiger Hände streckte sich ihnen entgegen. Im Foyer erwarteten sie schon der Direktor, die nichtbeschäftigten Kollegen vom Theater, die Herren der Presse. Liddy zwang sich zu einem Lächeln, vermochte jedoch keine Silbe mehr über ihre Lippen zu bringen. Sie grüßte schweigend und eilte in ihre Garderobe, es Mme. della Duca überlassend, sie passend zu entschuldigen, was diese denn auch in überzeugendster Weise und durchaus wahrheitsgetreu that. Sie setzte auseinander, daß es die Eigenart der jungen Künstlerin sei, vor jeder Vorstellung in so hochgradige Aufregung zu geraten, daß sie, einer Somnambule gleich, weder sehe noch höre, was um sie her vorgehe.

Liddy hatte in der That alle Fühlung mit der Außenwelt verloren. "O Gott, mein Gott, wenn mich nur nicht wieder der 'Würgengel' packt," war ihr einziger Gedanke. "Königin des Himmels, erbarme dich meiner! Alle guten Geister steht mir bei!" so entrang sich ein Stoßgebet um das andere mit leidenschaftlicher Inbrunst ihren bebenden Lippen, während die Ankleiderin sie für ihre Rolle zurecht machte.

Wieder stand Liddy zum Auftreten bereit hinter den Coullissen, wieder hörte sie, wie bei dem Schülerdebut in Wien, mit einer gewissen Aufregung Ordelius' Erscheinen im Zuschauerraum begrüßen, doch diesmal in enger Verbindung mit ihrem eigenen Namen. Die Auszeichnung, einen Kritiker von der Macht und dem Einflusse des Dr. Ordelius gewonnen zu haben, seiner offenen und unbedingten Parteinarbeit und damit auch sicher zu sein, daß ihr Publikum und Presse mit größtem Wohlwollen und äußerster Rücksicht entgegenkommen würden: diese unerhörte Günst des Zufalles, die jede echte Theaterprinzessin bezaubert und mit freudiger Zuversicht erfüllt hätte, drückte ihr nur einen neuen Stachel in die Seele. Ihre krankhafte Sensibilität gab ihr die Empfindung, als wäre damit auch ihre Verantwortung ins Ungeheure gewachsen und ihr eine Wucht aufgeladen, welche sie vollends erdrücken mußte.

Wäre es nicht tausendmal besser gewesen, hier als "unbekannte Größe" Probe zu singen, vor einer unbeeinflussten Presse? Das Lampenfieber hätte sich vielleicht gar nicht eingestellt, denn was lag ihr im Grunde daran, ob sie "Hinz und Kunz" gefiel. Würde sich aber der gräßliche Nerven-anfall doch erneuert haben, oder der Erfolg wäre aus einem andern Grunde ausgeblieben, was weiter? Das Unglück hätte sie dann nur allein getroffen. Sie wäre "sang- und klanglos" in die Menge zurückgesunken, hätte ihre stolzen Primadonnenträume eingesargt, sich still in irgend einen Erdenwinkel verkrochen und dort durch Musikunterricht ihr bescheidenes Dasein gefristet. Niemand hätte sich weiter darum gekümmert, niemand als sie selbst darunter gelitten. Aber nun stand es anders. Ordelius war mit seiner ganzen Stellung, seiner Persönlichkeit für sie eingetreten, ihre Niederlage mußte ihn beschämen, ihn lächerlich machen. Ihn — ihn — den Abgott ihrer Seele — dem sie Altäre baute — vor dem sie kniete — dem zu gefallen ihr einziger Ehrgeiz

war — dem jede Faser ihrer Seele wonnevoll entgegenbebt — für den sie sich, wie die antiken Märtyrerinnen für ihren Heiland, vierteilen, ans Kreuz schlagen — den wilden Tieren hätte vorwerfen lassen mögen. Den wilden Tieren des Waldes ja, aber nicht diesem vielköpfigen, unbarmherzigen Ungeheuer, Publikum genannt, das den Körper heil ließ, aber die Seele desto martervoller traf.

Und wenn sie ein Fiasco ereilte? Wenn sie das Vertrauen, das Ordelius in sie setzte, täuschte? Wird er sie dann nicht auch von sich stoßen — sie verfluchen — wie es vorhin, bei der Annahme einer solchen Möglichkeit, schon Mme. della Duca gethan? Ob er wohl ahnen mochte, welche Folterqualen sie so feinetwillen durchlebte. Nein! Noch glaubt er ja an sie — noch hält er ihren Triumph sicher. Doch wenn dieser nun nicht kommt, wenn er sich in Schimpf und Schande verwandelt? Muß der feinfühligste Mann dann nicht von ihr sich abwenden — sie verabscheuen, verlassen. Wie alle, die sich ihre Freunde nannten, sie nach ihrem ersten Unfalle verraten, verleugnet und verlassen hatten. Wenn nun auch er ihr den Rücken wendet und die Feuerprobe nicht besteht? Der kalte Angstschweiß trat ihr auf die Stirne. Die Furcht Ordelius zu verlieren wuchs furchtbar, wie ein Gespenst der Mitternacht, empor. O, hätte sie doch fliehen können, bis ans Ende der Welt, bis in den Mittelpunkt der Erde, ehe sie vor diese Prüfung gestellt wurde — doch da war kein



Als sie die Augen aufschlug, sah sie sein liebes Antlitz vor sich.

Entrinnen möglich. Der Vorhang ging bereits in die Höhe, und Liddy stand auf den Brettern. Warmer Beifall begrüßte sie, Kränze flogen ihr zu Füßen, Blumenkörbe wurden ihr hinaufgereicht. Sie verbeugte sich dankend. Neues Händeklatschen folgte, dann wurde es still, und die gespannteste Aufmerksamkeit wendete sich der Debütantin zu, der neuen Primadonna, von der man ihres Protectors halber nicht nur ein besonderes Stimmwunder erwartete, sondern die auch durch ihre vornehme Schönheit und seltene Liebenswürdigkeit im Fluge alle Sympathieen gewonnen hatte.

Doch was war plötzlich mit dem geistreichen und anmutigen Mädchen geschehen? Ihr Gang war schwankend, ihr Gesicht unter der Schminke bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, ihr Blick starr und ausdruckslos. Als sie nun anhub, zeigte sich ihre Stimme ebenso matt und unsicher, ihr Vortrag ebenso steif und uninteressant wie ihre Erscheinung. Ein Murmeln des Erstaunens ging durch die Reihen, und alle Gläser richteten sich auf die Loge des Dr. Ordelius, als hätten sie ihn wegen des Unbegreiflichen um Aufschluß fragen wollen. Er war aber unsichtbar geworden.

Der erste Aufzug war vorüber, doch der Applaus, der sie empfangen hatte, wiederholte sich nicht. Einige schwache Versuche der Claque machten die unheimliche Stille nur fühlbarer. Vor Scham und Schmerz ihrer Sinne kaum mächtig, trat Liddy von der Bühne ab. "Mut, Mut!" hörte sie die Stimme der della Duca neben sich, "die nächste Nummer ist ein Glanzpunkt deiner Partie, die alles wieder wettmachen wird. Sieh nur auf den schwierigen Anfang recht acht. Den Ton rein ansetzen, voll anschwellen lassen und dann gefühlvoll aushauchen. Du kannst das sehr schön, wenn du willst."

Liddy lächelte bitter. "Wenn sie wollte" — als ob sie je nicht gewollt hätte — dachte sie, doch sie ging stumm und

ohne aufzublicken vorüber. Man ließ sie gewähren, um sie nicht noch mehr aufzuregen. Sie schritt bis zum äußersten Hintergrunde der Bühne fort und ließ sich dort auf einen Haufen Dekorationsgerümpel nieder. Endlich war sie allein — der Theaterlärm drang nur wie ferne Meeresbrandung zu ihr herüber, und sie konnte wähen, weit weg von dem Orte ihrer Qual zu sein. Die Ruhe und das tiefe Dunkel um sie her that ihr so wohl — sie hätte nie mehr aufstehen mögen. Sie stützte ihr Haupt in die Hände und saß ganz still und regungslos. Plötzlich fuhr sie, wie von einer Bipe gestochen empor. War es Wirklichkeit oder eine Gehörshallucination? Haarscharf hatte Liddy die Worte vernommen: "Beim ersten falschen Ton, den diese neugebackene 'Diva' des Dr. Ordelius abermals losläßt, pfeift, schreit und trampelt was ihr könnt. Solche Protektionswirtschaft darf nicht geduldet werden!" Andere Stimmen murmelten darauf eine Erwiderung, und die Schritte verhallten wieder. Liddy fühlte sich dem Ersticken nahe. "Licht, Luft!" ächzte sie und eilte dem Lampenscheine zu. Ihr Name wurde eben suchend gerufen. Sie mußte wieder auftreten. Was sollte sie da? Sie konnte sich kaum mehr darauf besinnen. Das Herz klopfte ihr hörbar, als sie die Bühne betrat; der Kopf schmerzte ihr zum Zerplatzen, die Augen dünkten ihr ein paar Feuerkugeln, die sich aus den Höhlen drängten, und dazu sollte sie noch ausgepiffen werden. Müßte sie denn wirklich singen und nun gar noch diese abscheuliche Bravourarie, die der verrückte Komponist auf den Kopf gestellt, welche die della Duca sicher nur aus Bosheit ihr empfohlen. Was einer größeren und routinierten Bühnenkünstlerin zur Klippe werden konnte, sollte nun sie hier wagen — die Anfängerin, auf dem glühenden Boden — von Feinden umgeben. Eine an Wahnsinn grenzende Angst, ausgepiffen — in Ordelius Anwesenheit ausgepiffen zu werden — ergriff sie und presste ihr mit eisernem Griff die Kehle zusammen.

Das Orchester präluodierte leise; der Chor hatte bereits ausgeföhrt, um der Primadonna Raum zu geben, das Publikum lauschte in gereizter Erwartung, Liddy wollte ihre Bravourarie beginnen, doch die Stimme verlagte ihr. Ihre Züge verzerrten sich, sie rang einige Sekunden wie eine Ertrinkende, dann ertönte eine schauerliche Dissonanz — ein markdurchbohrender Naturschrei, wie das Röhren eines zu Tode getroffenen Hirsches, und Liddy stürzte von der Bühne ab. Hinter den Coullissen sank sie ohnmächtig nieder.

Im Publikum erhob sich ein unbeschreiblicher Lärm, Rischen, Heulen, Klopfen und Ordnungsrufe durch einander. Der Vorhang wurde schleunig herabgelassen, und der Regisseur erschien an der Rampe, um "wegen plötzlich eingetretener Erkrankung der jungen Sängerin" den Schluß der Vorstellung anzukündigen.

Als Liddy wieder zum Bewußtsein kam, fühlte sie, daß sie nicht mehr auf dem Boden lag. Ordelius war vor ihr auf dem Estrich niedergekniet und hatte sie zu sich emporgehoben. Als sie die Augen aufschlug, sah sie sein liebes Antlitz vor sich, das sie verstört und angstvoll beobachtete, indes zwei helle Thränen ihm in den Bart niederträufelten. Mit einem leisen Aufschrei der Freude begrüßte er ihr Erwachen und zog sie stürmisch an sich.

"Wie großmütig, wie edel — nach solcher Schmach!" durchzuckte es Liddy's Seele, und ihre Empfindung wallte über. Sie schlang ihre Arme fest um seinen Nacken, und ihre bebenden Lippen fanden sich zu einem langen Kusse voll glühender Leidenschaft, die sie beide aus dem Abgrund des Jammers, in den sie versunken waren, zu dem Gipfel irdischer Glückseligkeit emportrug.

"Eine gute Kritik kann ich dir nach dem heutigen Abend allerdings nicht bieten, teures Mädchen! Aber mich selbst mit Herz und Hand, mit Haut und Haar für's Leben, wenn du das alte borstige Ungeheuer willst," flüsterte er ihr zärtlich zu. Er brauchte ihre Antwort nicht zu hören. Er las sie in ihren Blicken, fühlte sie an dem heftigen Klopfen ihres Herzens, der innigen Hingebung ihres ganzen Wesens.

Von allen Seiten wurden jetzt Stimmen laut und Schritte hörbar. Der Theaterdirektor, der Arzt, Mme. della Duca, alles was mit dem Theater und Ordelius im Zusammenhang stand, versammelte sich, um die unglückliche Heldin des Abends aufzusuchen, ihr Trost und Beistand zu bringen, ahnungslos, daß ein anderer ihnen bereits in der unerwartetsten Weise zuvorgekommen. "O Gott, lassen Sie mich, was werden die Leute von uns denken?" stammelte Liddy, die Ordelius noch immer umschlungen hielt, ängstlich. "Kaum etwas, was der Wahrheit nicht sehr nahe käme," flüsterte dieser lächelnd. Dann erhob er sich, reichte ihr den Arm und rief fröhlich: "Meine Herren und Damen, erlauben Sie mir, Ihnen hiermit mein Bräutchen vorzustellen!"

Der heißersehnte Applaus, den Liddy so lange vermisse, erscholl jetzt rauschend, auf daß ihr nichts fehle zu dem glücklichsten Augenblicke ihres Lebens.

Nachdruck verboten.

Bur Ästhetik der Mode.

Unparteiische Briefe von Hans Schliepmann.

IV.

Verehrteste Freundin!

Sie möchten Ihr Urteil über meine „etwas vage Definition der Schönheit“, schreiben Sie ganz kritisch, noch zurückhalten, bis Sie dieselbe aus dem Verlauf meiner Untersuchung bestätigt sehen; und Sie sind begierig, wie ich mir aus der Verlegenheit helfen werde, daß ich über ästhetische Gesetze sprechen will und doch die Schönheit für etwas Individuelles erkläre.

Mit dem Ersteren bin ich ganz einverstanden, und das zweite macht mir keine Sorgen! Sind nicht alle Individuen schließlich doch Menschen? Es wird ihnen also etwas immer gemeinsam sein. Was demnach allgemein im menschlichen Geist begründet liegt, das wird auch allgemein unserer aller Schönheitsempfindungen in gleicher Weise beeinflussen.

Hieraus haben wir uns also unsere Gesetze zu bilden.

Lassen Sie uns dazu noch einmal zu den Anfängen der Kultur zurückkehren. Wie entstanden denn die Schönheitsbegriffe?

Das ist nun freilich eine der interessantesten Fragen; aber ich muß sie wirklich über das Knie brechen, denn sonst komme ich vor acht Wochen noch immer nicht an den Schluß aus allen meinen Vordersätzen! Also nur das Wichtigste!

Früh schon in der Entwicklung des Kulturmenschen tritt die Phantasie auf, die schaffende Kraft. Betrachten wir aber diese schaffende Kraft genauer, so wird uns doch bei „unserer Gottähnlichkeit bange“. Den Vorzug, aus nichts etwas zu machen, hat trotz des Anscheins vom Gegenteil auch die Phantasie nicht. Sie ist und bleibt am letzten Ende doch nur umschaffende, verbindende Kraft; ihr Material muß sie irgendwoher aus der Natur nehmen. Aber sie weiß dies Material so künstlich zu mehren, daß wir schließlich den Ursprung desselben nicht mehr erkennen. Welch ein Kulturschritt bis zum ersten Webemuster! Und doch läßt sich beweisen, daß keine besondere außer-natürliche Idee dazu gehört, bis zu solchen, scheinbar in der Natur ohne Vorbild dastehenden Kunstzeugnis zu gelangen.

Sie ermaßen nun wohl, wie ungeheuer reich die Phantasie nun erst im Laufe der Jahrhunderte an solchen abgeleiteten Ideen geworden sein muß! Mit der ursprünglichen Natur scheinen sie gar keinen Zusammenhang zu haben. Von neuem schafft mit ihnen die Phantasie wie mit von der Natur gegebenen Gedanken.

Wo sie nun mit solchen Ideen frei verfügt, d. h. in ihrer innersten Werkstatt, die scheinbar schrankenlos ist, da gelingt ihr alles. Die Dichtung, die Intuition ist von nichts abhängig als von dem Reichtum unserer Phantasie. Sobald aber solch ein Gedankenbauwerk in das Leben treten soll, tritt es auch zugleich unter den Einfluß der umgebenden Natur. Fügt es sich dieser von Anfang an ein, so entwickelt es sich frei weiter; stößt es aber gegen äußere Widerstände, so ist's mit seiner freien Herrlichkeit vorbei, es sei denn, daß es die Kraft habe, alle diese Widerstände herrlich zu besiegen!

Bemerken Sie aber genau, daß diese Kunstschöpfung sich nicht von vorn herein nach der umgebenden Natur richten muß; es soll nur nicht anstoßen, in Geanias treten, sonst mag es sein, wie es will!

Das ist recht wichtig. Hier zeigt sich zum erstenmale, daß die Gesetze der Ästhetik fast alle negativer Natur sind — wie auch die Gebote! Auch in der Harmonie des Lebens hat man freien Lauf, so lange man nur nicht anstößt. Das liegt eben in der Natur der Sache. Jede Schranke verneint unsere Schaffenskraft. Wo wir sie nicht berühren, empfinden wir sie aber nicht.

Als der Mensch begann, seine Bedürfnisse in Bezug auf Wohnung, Kleidung, Nahrung, Liebe und Ruhm — denn das sind die hauptsächlichsten! — mit mehr als dem Notdürftigsten zu befriedigen, trat ihm diese Erfahrung sehr bald entgegen. Die Materialien, aus denen er schuf, hatten ihre bestimmten Eigenschaften, gegen die seine Schöpfungskraft sich nur schwer selbständig behaupten konnte. Der Stoff besaß seine Biegsamkeit, das Metall seine Festigkeit, das Holz seine zwei unterschiedenen Faserrichtungen u. s. f. Bald mußte er lernen, statt eines nutzlosen Kampfes gegen diese Eigentümlichkeiten, diese lieber zu benutzen und für seine Phantasie zu neuem Material zu machen. Die Unmöglichkeit, beispielsweise in der Musterung eines Flechtwerkes, eines Gewebes, die ursprünglichen runden Linien der Natur ohne Ecken zu bilden, trieb zu einer, schließlich durchaus überlegten Verwendung geradliniger Umformungen jener Kurven.

Man ließ sich also durch das Gegebene leiten und schuf innerhalb der vorhandenen Grenzen genau so, wie die Natur nach ihren Gesetzen bildet. Nicht aber schuf man nach durchaus denselben Gesetzen, wie die Natur schafft! Vielmehr lagen die für das Kunstschaffen hauptsächlich in den menschlichen Eigenschaften — die ein winziger Teil und ein sehr abgeleiteter dazu von jenen der Natur sind — und waren immer begrenzte. Außerdem waren sie auch nicht absolut bindend! Es konnte eine besonders geniale Kraft die bisher bestehenden Schranken umstoßen und so ein neues Kunstgebiet eröffnen. Beispielsweise ist durch die Vervollkommnung unserer Webetechnik das Gebot der geradlinigen Formen längst nicht mehr bestehend, während es für den Kreuzstich immer noch zu gelten hat. Oder, auf ganz anderem Gebiete: es schuf Michel Angelo die Proportionen des Menschen nach eigener Willkür um, wie in seinem Moses, um die stärkere Kraft, sein künstlerisches Wollen geltend zu machen und das auszudrücken, was ihm wesentlich schien.

Es ist nun allem diesen wohl schon ersichtlich, daß es ein Grundruthum in der Kunstausfassung ist, Naturwahrheit sei das höchste Erfordernis der Kunst. Das ist nur die Kraft! — Gewiß, die Macht der Natur ist ungeheuer, und es wird schwer sein, ihr zu trotzen. Die Möglichkeit dazu ist aber durchaus nicht ausgeschlossen, und es ist oft genug geschehen. Das Kunstwerk ist eine Schöpfung für sich, analog der Natur, eine verkleinerte selbständige Natur, wenn Sie wollen, nicht ein Ausschchnitt aus der Natur.

So haben wir endlich dem Künstler seine Selbständigkeit gerettet und dürfen uns einmal danach umsehen, wo denn ein solcher Widerspruch gegen die Natur statthaft ist.

Ganz allgemein da, wo die künstlerische Kraft groß genug ist, uns das Naturgesetz geringer erscheinen zu lassen.

Wir ertragen die Übertreibungen in Michel Angelos Moses, während wir die Verzerrungen ähnlicher Art bei Carstens doch schon mit etwas Kopfschütteln betrachten. Wir lachen über die aus Pappe und Gypsation zusammengestoppelten Charaktere der meisten Damenromane — verzeihen Sie, ich kann wirklich nicht anders! — und lassen uns doch z. B. eine Lady Milford, einen Richard den Dritten, ja eine schöne Melusine, einen Kübezahl gelegentlich ganz wohl gefallen, obwohl es schwer sein sollte, die genauen Originale zu diesen Figuren im Leben zu finden. Wir glauben sie eben, weil des Dichters Kraft sie uns gegen alle unsere bisherige Menschen-erfahrung glaubhaft gemacht, ja sogar verkörpert hat.

Die unumstränkte Majestät der Phantasie zeigt sich hier also erst recht in ihrer Stärke. Freilich ist nicht zu verkennen, daß sie dabei schon ein gefährliches Gebiet betreten hat. Außerhalb der eigentlichen Grenzen der Natur hält sie sich nur durch die Macht der Illusion: ein Fehltritt, und es ist um sie geschehen!

Nun so höher das Gefühl befriedigter Schaffenskraft, wenn keine Enttäuschung erfolgt! Denn dann scheinen in der That die Grenzen menschlicher Enge und Schwachheit überwunden. Und danach drängt der moderne Geist, bald mehr, bald minder stark.

Die Antike, mit ihrem Menschlein als Mittel- und Angelpunkt der Schöpfung, verstand es, innerhalb der natürlichen Schranken sich vollkommen auszubauen. Ihr Ideal ist vollkommen erschöpft.

Der moderne Geist sucht deshalb neue Ideale und ist in vollem Rechte, wenn er über die Antike hinaus will. Wie auf jedem Gebiete, so auch auf dem der Kunst, sucht er die Grenzen hinauszujubeln. Freilich auf Kosten der Sicherheit des Gefühls, ein vollkommenes Wesen zu sein, und auf Kosten einer allgemein gültigen Harmonie.

Nach dem verschiedenen Grade individueller Begabung werden auch jene Versuche, über das Natürliche hinauszugehen, beurteilt werden.

Es ist keine Einstimmigkeit möglich über Jensen, den Protos unserer Schriftsteller, über Böcklin, den Märchendichter in Farben u. a. m. Wie alles in unserer Zeit, gehen die Richtungen auseinander, und man wird sich begnügen müssen, von den kongenialen Naturen begriffen zu werden. Die antike Schönheit ist „ins Auge fallend für jeden Budiker“, wie ein origineller Maler mir einmal höchst drastisch sagte. Was wir erstreben, hat an Festigkeit der Umgrenzung verloren, aber an Weite des Blickes Übermenschliches gewonnen.

Und so wollen wir denn die Antike als etwas Fertiges hinnehmen, unser Recht aber auch auf das Neuere nicht aufgeben, und als modern durchaus gelten lassen, was sich Märchen, Wig, Laune, Kaprice nennt, die Offenbarung eines unumstränkten Künstlerwillens!

Verzichten wir nun gleich noch fröhlich darauf, hier von allen verstanden zu werden — denn unsere modernen Anschauungen sind einmal nicht mehr unter einen Hut zu bringen, — so sind wir endlich so weit, uns nun auch ein echtes, rechtes Kind der Laune betrachten zu können: die Mode!

Werden Sie mir vergeben, daß meine Laune war, Ihnen bis hierher nur allgemeine Spekulationen darzureichen? — Ich werde mich nun bessern!

Das verspricht ehrerbietigst

Ihr

J. S.

Nachdruck verboten.

Aus dem alten Hannover.

Von H. Vogt.

II. In der Residenz.

Des Herzens Sehnen war gestillt und ich auf dem Gipfel meiner Wünsche angelangt. Befand ich mich doch in der Hauptstadt mit all ihren verlockenden Genüssen, mit dem Theater, das sich gerade damals auf der Höhe seiner Leistungen befand, mit ihren Bällen und Konzerten, überhaupt dem ganzen großartig gestalteten Leben und Treiben, gegen das Münden trotz seiner vielfachen Reize doch gewaltig zurückstehen mußte.

Ich kannte Hannover schon, denn ich war drei Jahre im dortigen Kadettenhause gewesen und auch später als Offizier wiederholt dorthin gekommen. Das war meistens zu den Festlichkeiten gewesen, die zur Feier der königlichen Geburtstage bei Hofe stattfanden. Bei diesen Gelegenheiten erschienen Deputationen von sämtlichen Truppenteilen und auch wohl von den Civilbehörden, um dem Landesherren oder seiner hohen Gemahlin ihre Glückwünsche darzubringen, und eine große Cour vereinigte alles, was hoffähig war, in den wohlhabenden königlichen Räumen des weitläufigen Schlosses, die sonst das ganze Jahr hindurch leer standen. Bei den Einladungen zu solchen und ähnlichen Festen trat der merkwürdige Umstand zu Tage, daß den Offizieren, welche natürlich sämtlich zu Hofe befohlen wurden, ihre Gattinnen nur dann dorthin folgen durften, wenn sie selbst einer adeligen Familie entstammten, die das Vorrecht besaß, bei Hofe zu erscheinen. So kam es vor, daß die Frau eines unadeligen Offiziers auch nach ihrer Verheiratung zu „Königs“ gehen konnte, wenn sie, um ein kürzlich aufgetauchtes Witzwort hier wiederzugeben, eine „Geborene“ und nicht nur eine „Entstandene“ war, während andererseits eine bürgerliche Dame nicht ohne weiteres den Zutritt in die Hofgesellschaft erlangte, selbst wenn sie einem Offizier mit hocharistokratischem Namen die Hand gereicht hatte. Diejem Uebelstande ward bisweilen durch einen Akt königlicher Gnade abgeholfen, welcher die betreffende Dame für „hoffähig“ erklärte.

An der Spitze der hannoverschen Hofhaltung stand bis zur Annexion des Königreichs der Oberhofmarschall und spätere Hausminister, Herr von Malortie. Der Hannoveraner von altem Schrot und Korn, gleichviel ob Bauer, Bürger oder

Edelmann, war sehr geneigt, die Sitten, Gebräuche und Anschauungen seiner engeren Heimat, die von den in anderen deutschen Gegenden und Ländern herrschenden vielfach abwichen, für die besten und allein richtigen zu halten, und auf seine zähe Anhänglichkeit an das gewohnte Alte ist ja auch das in späterer Zeit entstandene geflügelte Wort von den „berechtigten Eigentümlichkeiten“ zurückzuführen. Dabei mag unerörtert bleiben, ob das sichere Selbstgefühl des hartnäckigen Norddeutschen nicht zuweilen in unberechtigte Überhebung denjenigen gegenüber ausartet, was jenseits der gelb-weißen Grenzpfähle vor sich ging. Einer lobenswerten hannoverschen Eigenschaft zufolge aber wurden Männer in hervorragender Stellung dritten gegenüber stets nach Gebühr herausgestrichen, mochte man unter sich von ihnen auch noch so viel zu mäkeln wissen. Oberhofmarschall von Malortie nun war einer von den Leuten, auf die jeder im Lande mit achtungsvollem Stolz blickte. Sein unabhängiger Charakter, sein gerader rechtlicher Sinn waren allgemein bekannt, und daß er sich möglichst von dem höfischen Getriebe zurückzog, war weit davon entfernt, seinem Ansehen Schaden zu thun. Dabei mußte man von der musterhaften Amtsführung des Herrn von Malortie allerlei zu erzählen. War doch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, ein Feindmeyer und Kenner ersten Ranges, so befriedigt von der Aufnahme gewesen, die er in Hannover gefunden, daß er mit einer Anspielung auf das springende weiße Pferd im Landeswappen geäußert haben sollte: Im weißen Kofz, da speist man gut. Die Anerkennung aus königlichem Munde, mochte sie sich auch nur auf so geringfügige Dinge, wie Speise und Trank, beziehen, figelte den braven hannoverschen Pfahlbürger, der sonst doch in unbewußter und jedenfalls uneingestandener Furcht vor dem mächtigen Nachbar auf alles, was aus Preußen kam, nicht sonderlich gut zu sprechen war und selbst fremde Fürlichkeiten neben der Majestät des angestammten Welfenkönigs nicht recht für voll gelten lassen wollte. Der alte Malortie, wie er zum Unterschiede von seinem jüngeren Bruder, dem Kammerherrn, vielfach genannt wurde, hatte ein wertvolles Buch über die Pflichten seines Amtes herausgegeben und galt mit Recht für einen Hofmarschall, wie er im Buche steht. Auf mich, dem erst viel später die Ehre einer, wenn auch nur scheinbaren persönlichen Bekanntschaft mit dem hochgeachteten Mann zu Teil wurde, hat gleich das erste Mal, als ich zu einer Geburtstagsfestlichkeit in das Schloß befohlen war, die Art und Weise, in welcher Herr von Malortie in Vertretung seines königlichen Herrn die Honneurs machte, tiefen Eindruck gemacht. Mit gelassenem vornehmem und doch verbindlichem Grusse erwiderte er die noch so lässige oder linksche Verbeugung eines jeden Anknüpfenden ohne Ansehen der Person. Man ward sich durch diesen Empfang der Anwesenheit im Hause des Monarchen voll bewußt, aber auch der jüngste Lieutenant fühlte sich als geehrter Gast. Einer derartig einfach natürlichen Würde bin ich nie wieder begegnet; und dabei konnte Herr von Malortie keineswegs auf besondere Eleganz in der Erscheinung Anspruch machen und legte augenscheinlich auf sein Äußeres auch nur geringen Wert.

Eine Cour im königlichen Schlosse bot wenig Stoff zur Unterhaltung. Bald nachdem der Stab des Oberhofmarschalls das Erscheinen der Allerhöchsten Herrschaften verübt hatte, nahmen diese unter den für sie bestimmten Thronhimmeln Platz, und das Desfilieren begann, bei welchem man zu einer Thür des nicht gar großen Gemaches hereinschreitend vor jeder der Fürlichkeiten sein bestes „compliment en face“, wie Monsieur Casorti, unser Tanzmeister im Kadettenhause zu sagen pflegte, machte, und dann auf dem kürzesten Wege durch die gegenüberliegende Pforte wieder verschwand. Demjenigen, der Beziehungen zu der Hofgesellschaft unterhielt, verschaffte die Cour vielleicht eine nicht unerwünschte Gelegenheit, mit der Dame seines Herzens Blick und Wort zu tauschen, für den mit Verhältnissen und Persönlichkeiten unbekanntem Neuling war der „Gänsemarsch“ lediglich ein „lebernes“ Vergnügen, das nicht genießbarer wurde, weil die Prozedur ziemlich lange Zeit in Anspruch nahm. Denn gemessenen Schrittes folgten den Gesandten und Hofchargen nach Titeln und Würden die zahlreich erscheinende Aristokratie des Landes, die Mitglieder der Staatsbehörden und regimentarweise die Armee. War der letzte Trainoffizier vorbeipassiert, so hatte der Scherz „an End“, wie jener österreichische Rittmeister sagte, als sein Untergebener, der um eine Unterredung unter vier Augen nachgehacht hatte, ihm eine grobes Schimpfwort entgegenzuschleuderte: Herr Oberleitnant, der Privatdiskursch hat an End. Wenigstens erinnere ich mich nicht, daß nach der Cour noch soupiert wäre, nicht einmal am Büffet, an der bei anderen Gelegenheiten reich besetzten „Krippe“.

Dagegen ist in meinem Gedächtnis noch sehr deutlich die Erinnerung an eine bestimmte Cour haften geblieben, auf der die äußere Erscheinung der Offiziere Anlaß zu allerlei Scherzen gab. Wie die hannoversche Politik, so weit sie nicht eigene Bahnen einzuschlagen versuchte, auf verhängnisvollem Wege von Jahr zu Jahr mehr in österreichisches Fahrwasser geriet, so fanden die Sympathien für den Kaiserstaat an der Donau äußeren Ausdruck in mancher kleinen Uniformsveränderung bei den unter König Ernst August vollständig nach preussischem Muster bekleideten und bewaffneten Truppen. Sämtliche Offiziere erhielten Schleppjäger statt der bisherigen Strohregen, und an die Stelle der Pickelhaube trat bei den Stäben ein dreieckiger Filzhut mit wallendem Federbusch, bei der Infanterie das Käppi. Wir waren somit an solche Dinge schon gewöhnt, dennoch traf die eines schönen Tages erlassene „Generalordre“ uns völlig unvorbereitet, die für den Galaanzug der Offiziere ein enganliegendes weißes Beinkleid im bis zur Wade hinaufreichenden Corduanstiefel vorschrieb. Die vielen, unter den dunklen Rockschößen hervorragenden weißen Beinkleide sahen unglänzlich unbedeutend aus und machten deshalb einen außerordentlich komischen Eindruck. Aber auch der Träger dieses neuen, glücklicherweise nur selten aus dem Rasten hervorgeholten Ausstattungsstückes verlor nicht ein peinliches Gefühl der Notwendigkeit, seine Blöße bedecken zu müssen, und mancher eitle Jüngling brauchte für den Spott nicht zu sorgen, wenn es an den Tag kam, daß er verjagt habe, de corrigere ses mollets.

Während der ersten Regierungsjahre des am 18. Nov. 1851 auf den Thron gelangten Königs Georg V. pflegten die Feiertlichkeiten bei seinem und der Königin Geburtstage ihren Abschluß durch ein großartiges Kunstfeuerwerk zu finden, das auf

(Fortsetzung auf Seite 118.)

Raphaëla Pattini.

Königlich preussische Hofopernsängerin.

In den Konzerten der Winteraison 1886 des Berliner Konzerthauses erregte im Februar eine neue Erscheinung unter den mitwirkenden Künstlern, eine junge italienische Sängerin, Raphaëla Pattini, durch schöne Stimme, kunstvollen Vortrag und den Reiz jugendlich anmutender Erscheinung berechtigtes Aufsehen. Die junge Künstlerin war den gesangliebenden Kreisen der Residenz selbst dem Namen nach fremd, ihre Erscheinung bildete somit eine Überraschung der angenehmsten Art. Der Erfolg der zwölf Konzerte, in denen sie mitzuwirken eingeladen war, stellte ihre Bedeutung und ihren Ruf als glänzende Konzertsängerin auch für Berlin fest. Der Eindruck, den die Hauptstadt von dem Gesang der Dame empfing, war ein so günstiger, daß die Generalintendantin der königlichen Theater sich veranlaßt fand, mit ihr ein dreimaliges Gastspiel auf der Bühne des königlichen Opernhauses zu vereinbaren. Das Gastspiel fand nach Beendigung der Konzerte mit dem erwarteten überaus günstigen Erfolge statt. Die Künstlerin sang in italienischer Sprache an zwei Abenden die Violetta in der „Traviata“ und zu allgemeiner Überraschung in deutscher Sprache die Gilda in „Rigoletto“ und fand auch als Bühnensängerin, nun vor einem größeren Publikum und den Spitzen der Gesellschaft der Residenz, dieselbe ausgezeichnete Aufnahme wie im Konzertsaal, bewährte vor allem neben ihrem Gesangs- auch ein bedeutendes dramatisches Talent. Ihre Erwerbung für die Hofbühne erschien demnach höchst wertvoll. Sie wurde denn auch und zwar in ausgezeichnete Weise für diese engagiert. Se. Majestät der Kaiser, welcher das Gastspiel der jungen Künstlerin durch seinen Besuch ausgezeichnet hatte, geruhte, wie man hört, selbst das Engagement zu befehlen.

So wurde Raphaëla Pattini königlich preussische Hofopernsängerin und so wird sie, die sich mit jugendlichem Eifer der Erlernung der deutschen Sprache befleißigt, auch eine große deutsche Sängerin werden.

Die junge Dame ist 1865 in Bukarest, wo ihr Vater in einer Mission sich aufhielt, geboren. Schon in frühester Jugend zeigte sich bedeutende Begabung für den Gesang, welche die Eltern veranlaßte, die Tochter nach ihrer Heimkehr nach Italien der berühmten Hochschule

für Musik in Mailand zu übergeben. Nach vollendeten Studien machte Raphaëla im August 1883, achtzehn Jahre alt, in Neapel im Teatro San Nazzarro als „Dinorah“ ihren ersten theatralischen Versuch, der so glücklich ausfiel, daß ihm bald weitere folgten. Die Bühnenlaufbahn hatte somit verheißungsvoll für Raphaëla begonnen.

Für Italiens Sänger giebt es in der Heimat befanntlich keine bleibende Stätte, weil es keine stehenden Theater giebt, sie ziehen von Ort zu Ort, wohin man sie ruft, und auch Raphaëla mußte der Bahn ihrer Kollegen folgen. Sie wurde für die Karneval-Saison an das Teatro Liceo in Barcelona engagiert. In demselben Jahre noch wurde die junge Sängerin, deren Ruf anfang sich zu verbreiten, nach Newyork zu der Stagione in dem glänzendsten Theater Amerikas, in der Academie of Music berufen und sang hier neben anderen Partien die Violetta (Traviata) und Gilda (Rigoletto), ihr Repertoire fortwährend vergrößernd. Nach beendeter Stagione folgte sie einem Ruf zu Konzerten nach Kanada. Unter der Leitung und dem Schutz ihres Onkels, des italienischen Sängers Bettini, welcher den größten Einfluß auf ihre künstlerische Bildung ausgeübt hatte und noch heute ausübt, gab Raphaëla in den verschiedenen Städten Kanadas 25 Konzerte, die von dem glänzendsten Erfolg begleitet waren.

Von diesen Wanderzügen heimgekehrt, unternahm Raphaëla unter Leitung wieder ihres Onkels im Jahre 1884 eine große Konzert-Tournee durch die Schweiz, welche fast das ganze Jahr ausfüllte. Unter der jüngeren Generation der italienischen Sänger nahm Raphaëla nun schon eine bevorzugte Stellung ein und wurde viel umworben von den Impresari der verschiedenen Opernunternehmungen. Ein solcher entführte sie 1885 zu der Stagione der beiden Städte Montevideo und Buenos Ayres in Südamerika. Die junge schöne Sängerin ward hier der Stern der Unternehmung, eine gefeierte Künstlerin, welche Auszeichnungen erfuhr, wie sie nur das heißblütige Temperament der südamerikanischen Republikaner zu erfinden vermag; Abend für Abend (und sie sang an 35 Abenden), ward sie unter Blumen fast begraben, errang überhaupt Erfolge, wie sie wohl kaum je zu hoffen gewagt hatte. — Nach Italien heimgekehrt im Jahre 1886 erhielt Raphaëla sehr bald die Einladung für das Konzerthaus in Berlin. Das Resultat ihres Berliner Debuts haben wir im Eingang geschildert. v. f. S.



Raphaëla Pattini.

Königlich preussische Hofopernsängerin.



Ruhende Löwen. Holzschnitt nach dem Gemälde von Paul Meyerheim.

Nach
im
epel
wah
lied
Die
svoll

Hei-
il es
von
auch
fol-
u an
giert.
unge
brei-
dem
cade-
eben
und
rend
olgte
ada.
On-
wel-
ische
aus-
täd-
län-

un-
hres
ert-
anze
tion
nun
urde
ver-
cher
iden
süd-
hier
erte
wie
süd-
tag;
en),
ang
zu
ge-
wals
lin.
ben



STADLER & FELDNER K.

Christin in den Katakomben.
Holzschnitt nach dem Gemälde von N. Sichel.

(Fortsetzung von Seite 115.)

dem großen, der der Leine zugewendeten breiten Front des alten unvollendeten Stadtschloßes gegenüberliegenden Waterloo-Platz abgebrannt wurde. Das prächtige Schauspiel mit seinen Sonnen und Feuergerben, seinen flammenden Namenszügen und farbig leuchtenden Kugeln bot alles, was mit königlichen Mitteln zu schaffen war, was das wohlausgerüstete Laboratorium der hannoverschen Artillerie auf pyrotechnischem Gebiete zu leisten vermochte, und lockte stets viele Besucher aus allen Theilen des Landes herbei. Da geschah ein großes Unglück. In der gedrängt den Platz umstehenden Zuschauermenge ward Frau Wüstefeld, die Gattin eines mir wohlbekannten Industriellen in Münden von dem eisernen Regenstabe einer der zu Tausenden verwendeten Ernststrafeten erschlagen, und seit jenem Jahre verbot der König die Wiederholung des Feuerwerks.

Die ganze Hofhaltung war in Anlehnung an die Verhältnisse des englischen Königshauses auf große und glänzende Feste eingerichtet, dem die zur Verfügung stehenden Mittel wohl nicht immer entsprachen. Wenigstens sollte der Geleitzentwurf, welcher nach lebhaften Kämpfen in der Kammer zur Ausschreibung einer Anzahl von Domänen aus dem allgemeinen Landesvermögen führte, den Zweck verfolgen, die königlichen Einnahmen zu erhöhen. Besonders laut wurden die Gerüchte, daß die Privatschatullen der Majestäten mit ihren Zahlungen bei einigen Lieferanten im Rückstande blieben, als ein zugleich in hoher Hofstellung befindlicher General plötzlich verhaftet wurde. Derselbe besaß seines herrischen, hochmüthigen Weisens wegen wenig Freunde, aber er war vom Allerhöchsten Vertrauen getragen und sollte nun, obgleich durch seine Frau im Besitz eines bedeutenden Vermögens, Unterschleif an königlichen Geldern getrieben haben. Der König, entrüstet darüber, daß der Name der Königin mit dieser schmutzigen Angelegenheit in Verbindung gebracht wurde, ließ der Gerechtigkeit freien Lauf, und der Verbrecher starb später im Zuchthause. Aber der hochherzige Monarch strafte nicht an den Söhnen, was der Vater gesündigt. Er gewährte ihnen die Mittel, in der Armee zu bleiben, und einer von ihnen hat auf dem Schlachtfelde von Langensalza mit seinem Blute das Wappenschild der Familie von dem ihm anhaftenden Flecken gereinigt und eine ungelte That geleistet, zu dem die Leidenschaft für hohes Spiel einen sonst ehrenhaften Mann getrieben.

Mit den Jahren und namentlich, als die königliche Familie bis zur Fertigstellung des jetzt zur Polytechnischen Schule umgewandelten neuen Welfenschloßes vollständig nach dem kleinen Lustschloß Herrenhausen übergesiedelt war, nahm die Zahl der Hoffestlichkeiten fortwährend ab, man sagte der Scheu wegen, welche die Königin in ihrem einfachen Sinn vor größerer Gesellschaft empfand. Die Anordnung der Feste aber entsprach stets der allgemeinen aus dem Vollen schöpfenden Lebensführung des Hofes. Mochte das Diner, an dem auch jüngere Offiziere als Adjutanten oder dergleichen wiederholt Teil nahmen, zu mehreren hundert gedeckten in den Galerien der Drangerie zu Herrenhausen, oder in den Prachtsälen des Schloßes, fast immer an runden Tischen zu acht Plätzen, an denen die Gesellschaft sich, nach gegenseitigem Gefallen zusammenfand, aufgetragen werden, immer gestatteten die reichen Schätze der Silberkammer, daß vom ersten bis zum letzten Gange der ausgemahlten Tischkarte im wahren Sinne des Wortes von Silber gespeist wurde. Die Lakaien in roter, goldbetreter Livree erwiesen sich am letzten Vorkantonsstische so aufmerksam wie an der Tafel der Majestäten, überall wurden die gleichen Gerichte gereicht und die nämlichen Weine geschenkt; überall floß der Champagner in Strömen, und als größte Delikatesse gab es einen Ponche romaine, wie ihn in gleicher Vollkommenheit auf dem ganzen Erdenrund nur der Konditor Koffy in Hannover zu brauen versteht.

Als die beiden, 1848 und 1849 geborenen Prinzessinnen Friederike und Mary heranwuchsen, ergingen für deren Unterhaltung Einladungen ohne Rücksicht auf die Hofetikette zu kleineren Tanzgesellschaften in Herrenhausen. Da herrschte ein angenehmer zwangloser Ton, denn beide Majestäten gaben sich als vornehme Privatleute, die liebenswürdig und heiter den Wirt im eigenen Hause machen. Die in reizender Jugendfrische strahlenden Prinzessinnen tanzten übrigens selten oder gar nicht mit Herren, die den Jahren nach eigentlich zu ihnen gepaßt hätten, befahlen vielmehr zu ihren Partnern vorzugsweise eine Klasse von verheirateten Stabsoffizieren, die trotz der dicken Epauletten unermüdet im Tauxen waren, und deren ganzes Streben auf diese Ehre gerichtet schien. Sie mochten in den Augen der Königin als ungefährlich gelten.

Selbst diese Feste im engem Kreise waren der Königin noch zu geräuschvoll und prunkend, deshalb soll sie dem eigenen Geschmacke folgend, nach der Versicherung eines glaubwürdigen Mannes, die auf ihre unbedingte Richtigkeit zu prüfen ich allerdings außer Stande bin, wiederholt des Abends mehrere einfache Bürgermädchen aus der Residenz zu „Punsch und Kuchen“ bei sich gesehen haben. Als einziger Vertreter des starken Geschlechts wäre bei diesen harmlosen Zusammenkünften Prinz Georg Solms, ein Stiefneffe des Königs und Rittmeister in dem Garde du Corps, zugegen gewesen. Der genannte Herr ward überhaupt viel in die Gesellschaft der fürstlichen Damen gezogen, und böse Zungen wollten daraus schließen, daß der Prinz in näheren Beziehungen zu der Königin stehe. Schon der Altersunterschied zwischen beiden hätte solche widerwärtige Verleumdungen zum Schweigen bringen sollen, für die nicht der mindeste thätigliche Anlaß vorlag, und die vom großen Publikum auch nie ernst genommen worden sind. Von einer ganz niedrigen Gesinnung aber zeugte es, als man es sogar wagte, den Namen der Königin mit der Person eines Militärmärschallers in Verbindung zu bringen, der in engeren hannoverschen Kreisen wegen seiner brillanten Leistungen auf der Trompete eine gewisse Berühmtheit genoss. Möge man der Königin Marie, die vielleicht ihrer Stellung auf dem Throne in mancher Beziehung nicht gewachsen war und jedenfalls den Verlust der Krone leicht verschmerzt hat, den Prüfungen gegenüber, die ihr als liebender Gattin und treu sorgender Mutter auferlegt sind; möge man der Königin allerlei kleine Fehler und Schwächen vorwerfen. Das sind Punkte, über die sich streiten läßt. Der Charakter der Frau aber ist unantastbar und steht hoch erhoben auch über dem leisesten Verdachte!

(Artikel III folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Abhärtung.

Von Dr. P. R. Koch.

Am Schlusse des vorigen Artikels haben wir gesehen, daß unser bester Schutz gegen Erkältung in der Abhärtung der Haut gegen Witterungswechsel und Temperaturunterschiede besteht. Diese Abhärtung wird erreicht durch Gewöhnung an kühle Luft und namentlich an kaltes Wasser, und wir wollen uns heute speziell mit der methodischen Gewöhnung an das kalte Wasser und der Abhärtung durch dasselbe ein wenig näher beschäftigen.

Es ist zunächst wichtig zu wissen, was man unter den Begriffen kalt, kühl, lau u. s. w., wenn man sie für das zu Bädern, Übergießungen und Waschungen in Anwendung kommende Wasser gebraucht, wissenschaftlich versteht; es gilt in dieser Beziehung folgendes: Wasser von 10—20 Grad Celsius Temperatur nennen wir kalt, von 20—28° C. kühl, von 28—35° lau, von 35—40° warm und über 40° heiß.

Die Wirkung dieser verschiedenen Wärmegrade des Wassers auf unsern Körper ist nun natürlich eine sehr verschiedene, und sie werden in der Heilkunde auch zu ganz entgegengesetzten Zwecken benutzt. Es ist sofort einleuchtend, daß die mittleren Grade, welche ungefähr der Haut- und Blutwärme gleichkommen, wenigstens für den Wärmehaushalt in unserm Innern ziemlich gleichgültig sind, während kaltes Wasser sowohl wie heißes ebenso eingreifende Folgen hat, wie starke Arzneimittel. Daraus geht unmittelbar die sehr wichtige praktische Regel hervor, daß niemand auf eigene Faust und ohne vorherige Beratung mit seinem Arzte eine Kur mit kaltem oder heißem Wasser gebrauchen soll, weder in der Form von Bädern, noch auch von Abreibungen und Waschungen.

Es ist die Wirkung der verschiedenen Wärmegrade des Wassers auf den Organismus ungefähr folgende:

Laues und warmes Wasser wird hauptsächlich zur Reinigung des Körpers benutzt, es hat aber nebenbei auch eine beruhigende Wirkung. Abwaschungen des ganzen Körpers mit lauem Wasser vor dem Schlafengehen, wie sie in England gebräuchlich sind, verschaffen oft guten, erquickenden Schlaf. Kaltes und heißes Wasser dagegen sind starke Reize für den Körper. Das heiße Bad regt bekanntlich auf, die Körpertemperatur wird um 2—3° gesteigert, das Herz schlägt stärker, leicht treten Blutwallerungen nach dem Gehirn und Ohnmachten auf. Die Haut wird durch das heiße Wasser schlaff und verweichlicht, so daß, wenn man heißen Bädern (z. B. den römisch-irischen und russischen) nicht eine systematische Anwendung kühlen und kalten Wassers nachfolgen läßt, leicht Erkältungen eintreten.

Kühle und kalte Bäder dagegen (und ebenso, nur in etwas geringeren Grade, kalte Übergießungen und Waschungen) wirken zunächst wärmeentziehend. Man hat z. B. gefunden, daß nach einem kalten Bade die Temperatur in der Achselhöhle statt 37—38° C. nur noch 35° und weniger misst, und die der Hohlhand sogar um 10—14° sinkt. Ferner wirkt aber die Kälte erregend auf die Nerven der Haut. Durch deren Reizung werden die Hautarterien verengt und es strömt das Blut derselben nun den inneren Organen des Körpers zu. Daraus folgt nun, wenigstens bei kräftigen Personen, eine Reaktion des Organismus derart, daß das Blut nun von neuem nach der Haut zurückgetrieben wird.

Daraus geht unmittelbar die Regel hervor, daß die Anwendung des kalten Wassers, namentlich der kalten Bäder und Übergießungen, sich nicht eignet für schwächliche, blutarme Menschen, für kleine Kinder und Greise. Auch Leute, die an Herzfehlern und Störungen im Blutkreislauf leiden, sollen sie vermeiden. Bei schwächlichen Personen kann ihre häufige Anwendung leicht eine Überreizung der Nerven und Nervosität hervorrufen. Dagegen ist die vorsichtige und methodisch betriebene Kaltwasserbehandlung ein sehr wertvolles nervenstärkendes Mittel, und gerade darin, daß durch ihren Gebrauch die Ädern der Haut mittelst der Nerven sich unter dem Einfluß plötzlicher Kühle schnell und energisch kontrahieren lernen, wird eben der zu großen Abkühlung vorgebeugt und Erkältung vermieden.

Die Größe der Wirkung des kalten Wassers auf unsern Körper hängt natürlich von dem Kältegrad des Wassers und der Dauer seiner Einwirkung ab, bei Übergießungen und Douchen aber auch von der Dichte des Wasserstrahls und der Höhe, aus der er herabfällt.

Die wohlthätige Reaktion aber befördern wir durch tüchtiges Abreiben der Haut mit rauhen Stoffen gleich nach Bad oder Waschung, ferner durch nachherige Bewegung und endlich auch durch warme und anregende Getränke.

Immer aber behalte man im Auge, daß kaltes Wasser für den Körper ein so starker Reiz ist, daß eine ganz allmähliche Gewöhnung an dasselbe stattfinden muß, die wir aber bei seiner Wichtigkeit für unsere Abhärtung von früh auf betreiben sollen. Mütter mögen daher die folgenden Zeilen recht beherzigen:

Die ersten Bäder für den Neugeborenen sollen etwa Blutwärme (37° C.) haben. Vom 2. Lebensmonat ab lasse man vorsichtig und langsam mit der Wärme nach, alle vier Wochen um 1/2° C., so daß am Ende des ersten Jahres das Bad noch etwa 31° C. haben würde, am Ende des zweiten nur noch 25°. Je kühler das Bad ist, von um so kürzerer Dauer muß es sein, so daß man im Bad von 25° das Kind nur zwei Minuten läßt. Vom dritten Jahre ab läßt man am Schluß des Bades eine kalte Übergießung des Rückens vornehmen und darauf tüchtig frottieren.

Wer es haben kann, soll diese kühlen Bäder sein Leben lang beibehalten, und wo das nicht angeht, müssen an ihre Stelle tägliche Waschungen des ganzen Körpers mit kaltem Wasser und nachfolgenden trocknen Abreibungen treten. Für ein zweijähriges Kind nimmt man zu diesen Abwaschungen Wasser von 25°, fällt aber in den folgenden Jahren allmählich bis auf 17° herab. Drei- bis vierjährige Kinder dürfen schon in der See baden, doch nur an warmen Tagen und nur ganz kurze Zeit. Vom 7. Jahre ab sind Flußbäder, wenn sie ohne Überhitzung zu erreichen sind, und Baisnbäder anzuraten, wo man zugleich Schwimmen lernen kann. Das Schwimmen ist eine vortreffliche Übung und die Alten legten auf diese Kunst ein so hohes Gewicht, daß z. B. die Bewohner

von Lemnon nur heiraten durften, wenn sie zu schwimmen verstanden.

Ich habe in meiner ärztlichen Praxis öfters die Erfahrung gemacht, daß Kinder, welche von klein auf in der eben geschilderten Weise erzogen wurden, weder Frieren noch Erkältung kannten. Doch auch der Erwachsene, welchem solche gute Gewöhnung nicht zu teil ward, vermag durch vorsichtige Abhärtung sich eine gleiche Widerstandskraft zu erringen, indem er mit kühlen Bädern in der heißen Jahreszeit beginnt und dieselben immer länger in die kältere Jahreszeit hinein fortsetzt. Auch Übergießungen und nasse Abreibungen sind gute Abhärtungsmethoden. Kräftigere Personen mögen dieselben in der Weise vornehmen, daß sie sich entkleidet in eine leere Wanne stellen und mit einem in kaltes Wasser getauchten Frottierhandtuch oder einem nassen ausgerungenen leinenen Laken den ganzen Körper abreiben, oder sich ein Gefäß mit kaltem Wasser über Rücken und Brust gießen lassen. Beiden Prozeduren muß eine kräftige Abreibung mit einem trockenen rauhen Tuche nachfolgen. Schwächere und leicht zum Transpirieren Geneigte waschen sich besser die einzelnen Teile des Körpers nach und nach im warmen Zimmer und trocknen gleich nach. Für Damen, welche bald ausgehauen, bald mit hohem Kleide gehen und daher Erkältungen ausgesetzt sind, sind Waschungen des Oberkörpers mit kaltem Kochsalzwasser (1—2 Eßlöffel Kochsalz auf die Waschschüssel) empfehlenswert.

Zum Schluß wiederhole ich die Warnung, daß man mit der Abhärtung vorsichtig sein und sie nicht zu weit treiben soll. Es gab eine Zeit der Kaltwasser-Manie, wo die Leute sich Löcher ins Eis hackten und darin badeten. Nach solchen Übertreibungen hat man mehrfach ein baldiges Lebensende beobachtet, und zu großer Nervosität und Schwächung können dergleiche Parforcekuren jedenfalls führen.

Andererseits leiden freilich viele Menschen an einer förmlichen Wasserfurcht, und es gehen manche über die Erde, die nur ein einziges Mal in ihrem Leben ein Bad nahmen, nämlich das nach ihrer Geburt!

In den nächsten Malen wollen wir über den Schutz des Körpers durch die Kleidung sprechen.

Nachdruck verboten.

Leidensstationen
eines dramatischen Dichters.

III. Station: Die Proben auf der Bühne.

Nach den unerfreulichen Erfahrungen, welche ich bei der Leseprobe gemacht hatte, nebenbei auch aus dem Gefühl, daß dem Regisseur wie den Darstellern meine Anwesenheit dabei unbecquem gewesen, hatte ich mir vorgenommen, den weiteren Proben fern zu bleiben; allein der Sekretär, dem ich die Leseprobe geschildert, riet mir, meine Erlebnisse nicht so tragisch zu nehmen, vielmehr im Interesse meines Schauspiels den Leidensgang, wenn möglich als stummer Zuschauer, anzutreten; ich würde, meinte er, dabei für mein zukünftiges Schaffen manches Neue und Nützliche lernen und dem Künstlerpersonal dadurch einige Rücksicht auferlegen, was unter allen Umständen der Aufführung meines Schauspiels zu gute kommen werde. Der treu gemeinte Rat leuchtete mir ein, und ich fand mich denn auch pünktlich zur Arrangierprobe auf der Bühne ein, die um 10 Uhr beginnen sollte, aber weil verschiedene Darsteller auf sich warten ließen, erst viel später begann.

Bei dieser Probe handelte es sich im großen und ganzen darum, die Darsteller mit ihren Stellungen in den verschiedenen Szenen zu einander und mit Rücksicht auf die Zuschauer bekannt zu machen, diese Stellungen zu arrangieren und festzustellen, ebenso die Richtung, von welcher aus die Darsteller in die Handlung einzugreifen, die Scene zu betreten oder in welcher sie dieselbe zu verlassen hatten, zu bestimmen. Da diese Arrangements für die ferneren Proben und die Aufführung fest stehen bleiben, so ermahnte der Regisseur die handelnden Personen dringend, sich dieselben genau zu merken; sie mußten sich deshalb auch stets da aufhalten, von wo sie aufzutreten hatten, dicht hinter den Coullissen oder in der Mitte, hinter dem Prospekt, dem die Scene im Hintergrunde abschließenden Vorhänge, jedenfalls so nahe, daß der das Scenarium führende Inspektor sie, ohne besonders laut werden zu müssen, herbeirufen konnte. Auch der Theatermeister, der für diese Probe eine provisorische Dekoration gestellt hatte, war zugegen und empfing von dem Regisseur einen Zettel, der das Verzeichnis der notwendigen Dekorationen für mein Schauspiel enthielt. Um sie dem Zweck entsprechend aus dem vorhandenen Inventar auswählen zu können, mußte er der Probe beizuwohnen, das Stück kennen lernen.

Da zwischen dieser und der Leseprobe nur eine Nacht gelegen hatte, hatten die meisten Darsteller ihre Rollen kaum angesehen, sie viel weniger gelernt; dieselben wurden deshalb wie bei der Leseprobe abgesehen, was sich sehr sonderbar ausnahm und das Arrangement der Scene erschwerte. Einige jedoch, und zu meiner Überraschung die Darsteller der größeren Rollen, probierten ohne Rolle, hatten also den Text wenigstens schon in das Gedächtnis aufgenommen. Der Vertreter der Rolle des Fabrikbesizers Sternheim, jener Künstler, welcher gestern die Leseprobe so brüsk unterbrochen und im Sturm verlassen hatte, war zu meiner Freude — er war ein trefflicher Darsteller — erschienen und hatte seine Rolle schon fast gelernt. Merkwürdige Menschen diese Künstler!

Als ich die einzelnen Szenen meines Schauspiels konzipierte, stand ein ganz bestimmtes Bild vor meinem geistigen Auge, ich sah die handelnden Personen sich dem Inhalt ihrer Reden gemäß bewegen und die dadurch bedingten Stellungen gegen und neben einander auf der Bühne einnehmen; der Regisseur jedoch hatte sich aus der Lektüre des Stückes und durch die Rücksicht auf die Zuschauer bestimmt, ein ganz anderes Bild von den Szenen entworfen, wollte sie demgemäß auch anders arrangieren, als ich sie gedacht hatte, und wir gerieten deshalb mehrfach in Kollisionen, die sich nur schwer durch Kompromisse ausgleichen ließen. Auch einzelne Darsteller hatten Wünsche bezüglich ihrer Stellungen auf der Bühne, die aber lediglich der Eitelkeit entsprungen waren und deshalb von den nun vereinigten Regisseur und Dichter abgewiesen wurden.

Auch heute wieder mußte ich die peinigende Bemerkung machen, daß meine Anwesenheit geniere, ja man hatte mich merken lassen, daß ich sogar ganz überflüssig sei, weil ich, wenn auch schon in der höflichsten und bescheidensten Form, nicht erlaubt hatte, meine Ansicht bei einzelnen Gelegenheiten auszusprechen. Die erste Theaterprobe findet in fünf Tagen statt, die Herrschaften haben also genug Zeit, ihre Rollen zu lernen; ich hoffe, daß das auch geschieht. Die genaue Bestimmung über den Tag werden Sie auf der Probetafel aufgeschrieben finden. Guten Morgen! Mit diesen Worten beendete der Regisseur die Arrangierprobe.

Wieder kämpfte ich, als der Tag der ersten Theaterprobe herankam, mit dem Zweifel, ob ich dabei erscheinen sollte oder nicht, und wieder bestimmte mich die Behauptung des wohlmeinenden Sekretärs, daß mein Interesse meine Anwesenheit dabei verlange, daß ich mich pünktlich auf derselben einfind.

Der Regisseur, der sich nun wohl oder übel darein gefunden hatte, mich in seiner Nähe sehen zu müssen, wies mir einen Stuhl an der Seite des Proszeniums im Vordergrund der Bühne an. Er hatte vor der Probe durch den Theatermeister und dessen Leute die Dekorationen für die Akte und Veränderungen stellen und aufhängen lassen, auch die Möbel für die Szenen bereits in Bereitschaft gestellt, so daß die Probe auch äußerlich wie die Aufführung stattfinden konnte.

„Meine Herrschaften, ich erlaube Sie, an ihre Plätze zu gehen und recht ruhig und aufmerksam zu sein, auch sich nicht unnötig rufen zu lassen, damit wir das Stück ohne Unterbrechung einmal ganz durchprobieren können,“ rebete der Regisseur die merkwürdiger Weise schon vollzählig Versammelten an.

„Souffleur, geben Sie das Zeichen zum Anfang.“ Die Glocke erklang, die Probe begann. Die ersten Szenen gingen ohne Störung vorüber, aber nur zu bald hörte die Wirkung der Mahnworte des Regisseurs auf, hinter den Coullissen erscholl Gelächter oder eine fast ebenso laut tönende, den Dialog auf der Bühne störende Unterhaltung, die erst durch zornige Rufe des Regisseurs wie „Ruhe hinter der Scene“ oder „Inspizient, sorgen Sie dafür, daß nicht so laut gesprochen wird,“ unterdrückt werden konnte.

Wiederholt fehlte dieser oder jener an seinem Platz, und der Dialog mußte, bis der Fehlende durch den Inspizienten herbeigerufen war und sich mühsam in die Situation gefunden hatte, unterbrochen werden. Nach meinen bisher gemachten Erfahrungen schien mir der Regisseur recht machtlos, denn alle, oft recht derbe Zurechtweisungen fruchteten nur für Augenblicke, es fehlte offenbar an Disziplin im Personal.

Selbstverständlich kann in Verhältnissen, in denen der Einzelne selbstschöpferisch wirkt, von militärischer Subordination, von blindem Gehorsam nicht die Rede sein, ich sollte aber doch meinen, daß das allen gemeinsame Kunstinteresse den Einzelnen zur Unterordnung unter die Leitung eines Bühnenvorstandes, des Regisseurs also, auch ohne äußeren Zwang bestimmen müßte.

Hier sah ich leider nichts davon, und mir wurde recht bange vor dem Ausgange aller Vorbereitungen für mein Schauspiel, besonders da ich auch heute noch bemerken mußte, daß viele der Mitwirkenden ihre Rollen kaum angesehen hatten, der Souffleur heute noch, nach 5 Tagen, die Hauptrolle spielte. Zu meiner Überraschung hatte die kleine Naive ihre Rolle nicht nur gut gelernt, sie spielte sie auch, wie sie sie wahrscheinlich auch bei der Aufführung spielen wird. Ich fühlte mich gedrungen, ihr darüber mein Kompliment zu machen, und erhielt die Antwort: „Wenn ich auch lustig und leichtsinnig bin, meine Rolle nehme ich deshalb doch immer ernst! Ich bin keine Komödiantin, ich bin Künstlerin!“ Eine neue Erfahrung, die ich da machte.

Selbstverständlich hatte der alte Kunstveteran seine Rolle, die umfangreichste in meinem Schauspiel, gut gelernt und spielte sie mir sehr zu Dank; ebenso fleißig hatte das Liebespaar sich mit seinen dankbaren Rollen beschäftigt.

Mit Ach und Krach — für mich wenigstens, die anderen Beteiligten schienen weniger rigorös darüber zu denken — war die erste Bühnenprobe vorübergegangen. Der Regisseur äußerte zu den Darstellern: „So, damit haben wir nun das Ganze zu Faden geschlagen“ — schöner Faden, der alle Augenblicke zerrissen und mühsam zusammengeslickt worden war — „morgen nehmen wir den ersten Akt allein vor, ich bitte mir aber aus, daß dazu besser gelernt wird, morgen schlägt der Souffleur die Neben nur an, schreit nicht mehr so wie heute!“ Ob dieser Scheidegruß wohl von Wirkung sein wird?

Am nächsten Morgen wurde ich vom Direktor auf der Bühne freundlich begrüßt und gefragt, wie ich mit dem bisherigen Gang der Vorbereitungen für die Aufführung zufrieden sei. Ich schaute mich, ihm offen meine Bedenken auszusprechen und sprach deshalb in ziemlich unbestimmten Ausdrücken meine Zufriedenheit aus.

„Ich verstehe, Sie sind nicht zufrieden mit den Schauspielern. Das kann ich mir denken, es ist schlecht gelernt? Nicht wahr? Seien Sie ohne Sorge, ich lasse so lange probieren, bis der Dialog fest steht und wie aus der Pistole geschossen vorüberfliegt. Ich muß aber doch meine Mitglieder gegen Ihre Meinung von ihnen in Schutz nehmen. Das Lernen ist auch eine Kunst, die geübt werden muß, meine Mitglieder haben sie leider verlernt. Ich will Ihnen sagen, wie das zugeht.“

„Das Publikum meines Theaters will immer nur Novitäten sehen, besucht es nur, wenn ich Novitäten gebe. Novität aber bleibt in dieser großen Stadt und übt Anziehung ein Bühnenstück nur so lange, als es in ununterbrochener Reihenfolge von Aufführungen wiederholt wird, sehe ich es nur einmal vom Repertoire ab, ist es in den Augen des Publikums entwertet, ist sein Ertrag dahin, und Ertrag muß die Aufführung eines Bühnenstücks schon allein um der Existenz des Theaters willen ergeben. Und bietet denn die dramatische Produktion unserer Tage so viele gute Novitäten, daß ich oft wechseln könnte im Repertoire? Mir selbst ist dieser mir überkommene und von den gegebenen Verhältnissen aufgezwungene Miß des Abpeitschens — anders kann ich ihn nicht nennen — eines beliebten Stücks in den Tod zu wider, aber was soll ich machen? Ich würde zu Grunde gehen, wenn ich nicht diesem breitetretenen Wege folgte. Wenn ich heute ein neues Theater eröffnen würde, würde ich das Publikum wohl an ein abwechselndes Repertoire gewöhnen können, in diesem Theater

nicht mehr. — Diese Geschäftspraxis der fortwährenden und oftmaligen Wiederholungen eines und desselben Stückes aber ruiniert die Darsteller als solche, macht, daß sie außer Übung des Lernens kommen, das Lernen einfach verlernen und darum sind Sie so mißgestimmt, weil Sie die Ursache davon nicht kannten; daß für Ihr Schauspiel so schlecht gelernt wurde. Seien Sie übrigens ganz ruhig, ich sorge schon dafür, daß die Schauspielerei fest in ihren Rollen sind.“

Die Probe ging in Gegenwart des Direktors außerordentlich gut, einzelne Szenen, die nicht recht flüssig erschienen, wurden nun doppelt und dreifach probiert, bis sie tadellos vorübergingen, zum Schluß der ganze 1. Akt noch einmal von vorne an und ohne Unterbrechung.

„Sehen Sie,“ sagte der Direktor, als wir uns trennten, „es geht schon, es macht sich.“ Ich dachte mir aber, wärst du nicht dabei gewesen, würde sich's kaum so gemacht haben, war aber doch sehr zufrieden, denn nun stand doch schon ein Akt meines Schauspiels für die Aufführung ziemlich fest.

(Schluß folgt.)

Aus dem Frauenleben einst und jetzt.

Gute Erziehung. Die unglückliche Königin Caroline von England war eine vortreffliche Erzieherin ihrer Töchter und unachtsam gegen jede Ausschreitung oder Unart derselben, die ihren Ursprung in dem Bewußtsein ihrer ergründeten Lebensstellung hatten. So erfuhr die Königin einmal, daß ihre jüngste Tochter sich abends von ihrer Hofdame, die an ihrem Bette stehen mußte, in den Schlaf lesen lasse und dies mit einer Rücksichtslosigkeit betriebe, daß die unglückliche Hofdame oft einer Ohnmacht nahe sei vor Ermüdung. Am nächsten Abend ließ die Königin die Prinzessin rufen und forderte sie auf, ihr vor dem Zubettgehen aus einem eben angelangten Buche vorzulesen. Die junge Prinzessin, etwas erstaunt, gehorchte und las etwa eine halbe Stunde — die Mutter hörte aufmerksam zu; die Prinzessin, tief ermüdet, hielt inne.

„Weiter!“ sprach die Mutter ruhigen Tones. Die Tochter fuhr fort, las eine weitere Viertelstunde, hielt wieder inne. „Weiter!“ befahl die Königin streng. — Die Tochter, aufs äußerste ermüdet und abgepannt, bekämpfte ihre Schwäche und las noch eine Viertelstunde weiter — da übermannte sie ein Gefühl der Erschöpfung, und in Thränen ausbrechend ließ sie das Buch zu Boden fallen.

„Komm zu mir, mein Kind,“ sprach die Königin ernst und zog die Weinende sanft in ihre Arme. „Fühlst du jetzt wohl, wie etwa deiner Hofdame zu Mute ist, wenn sie, bei eigener Ermüdung, dich träge und rücksichtslos kleine Person in den Schlaf lesen muß? — Nun, ich will dergleichen nicht wieder von dir hören, oder — das nächstemal lesen wir doppelt so lange und — im Stehen!“ Die Prinzessin, in Thränen aufgelöst, küßte der Mutter die Hand und erklärte sich für überzeugt. Sie sollte keine Klagen wieder hören.

Verbeugungen. Nicht immer war bei Damen wie bei Herren die Art, durch eine Beugung oder Senkung des Körpers oder eines Körperteils einem Gefühl von Achtung und Verehrung Ausdruck zu geben, dieselbe. Sie hat vielmehr eine ganze Scala von Wandlungen durchlaufen, deren höchste Stufe schließlich die war, daß die Damen die Verbeugung der Herren, die Herren den tiefen Knix der Damen annahmen. Dieser Brauch herrschte namentlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und der höchste Adel von Frankreich, zumal die „Ritter vom Heiligen Geist“, beobachteten bis zum Ausbruch der Revolution die in der Ausführung genau vorgeschriebene Sitte, Knixe wie die Damen zu machen. Von einem solchen Knix wurde, wenn er vollendet sein sollte, gefordert, daß er „natürlich, markig (moelleux), bescheiden, grazios und edel“ sei.

Parfülage. So nannte man eine Beschäftigung, welche noch zu Anfang dieses Jahrhunderts außerordentlich verbreitet war und fast 15 Jahre lang das Nähen und Sticken bei Damen völlig verdrängte: sie bestand in dem mühsamen Auszupfen der Gold- und Silberfäden aus Tressen, Borden, Degentroddelein, Achselbändern, die man bekannnten Herren, Offizieren, Hofbeamten oder sonstigen Uniformträgern abbettelte, um den Ertrag der Arbeit an echten Metallen unbedenklich für sich zu verwerthen. Es klingt fast unglaublich, was die Memoirenschreiber jener Zeit über die Ungeniertheit berichten, mit der selbst vornehmste Damen den Cavalieren ihre Tressen und Schärpen abforderten; und doch sind die Nachrichten, höchst präzis und übereinstimmend. Die berühmte Gräfin Genlis (die sich, beiläufig gesagt, schmeichelte, durch eine Stelle in ihrem Roman: „Adele und Theodor“ jene Unwürdigkeit aus der Mode gebracht zu haben) versichert mit größter Bestimmtheit, daß beliebte Damen, die zugleich geschickte Zupferinnen waren, oft einen Jahresgewinn von 100 Louisdors und mehr erzielt hätten.

Ausgesuchte Höflichkeiten. Als Ludwig XIV. der nach Frankreich geflüchteten Königin von England, die fortan ganz auf seine Großmut angewiesen war, bis Chartou entgegenging, sprach er, seinem Gaste ehrerbietig die Hand küßend: „Es schmerzt mich tief, Ew. Majestät bei so trauriger Veranlassung meine Ehrenbezeugung erweisen zu müssen; doch hege ich die schöne Hoffnung, Ihnen meine Achtung bald auf eine Ihnen angenehmere Weise bezeugen zu können.“

Mit Thränen in den Augen deutete die unglückliche Königin auf ihren erst wenige Monate alten Sohn und erwiderte: „Ich hatte dieses Kind glücklich gepriesen, für das große Unglück, das uns betroffen, noch keine Empfindung zu haben; jetzt aber muß ich es beklagen, daß es noch außer Stande ist, so viele Güte und Großmut Eurer Majestät mit mir noch nicht fühlen und in ein dankbares Herz aufnehmen zu können.“

Seltamer Beweis. Als der Historiker Chevreau sich nach einem recht einleuchtenden Beweise für die ungeheure Größe des alten Rom umseh, fand er denselben in der Angabe, daß der Kaiser Helioagalabus durch seine Sklaven in ganz Rom die Spinnweben habe sammeln lassen, und daß diese das enorme Gewicht von zehntausend Pfund ausgemacht hätten! — Das wäre wohl vor allem ein Beweis dafür, daß die Römerinnen keine ordnungsliebenden und sauberen Hausfrauen gewesen.

Die Maler unserer Bilder.

Der Maler der „ruhenden Löwenfamilie“, die unsere heutige Nummer bringt, Paul Friedrich Meyerheim, Sohn des seiner Zeit hochangesehenen Genremalers Friedrich Eduard Meyerheim (gestorben 1879) beherrscht künstlerisch die Tierwelt, als Lieblingsgebiet seines Pinselfs, mit souveränem Können. Nie zuvor hat ein Maler das tierische Leben so umfassend und so eindringend zugleich studiert, nie alle Lebensäußerungen und Gestaltungen so wunderbar sicher erfaßt, so virtuos mit Stif und Pinsel wiedergegeben! Als er vor 27 Jahren, ein neunzehnjähriger Jüngling, mit seinem ersten Ölgemälde „Affe und Neufundländer, die Reste eines Frühstückstisches verzehrend“, vor die



Paul Meyerheim.

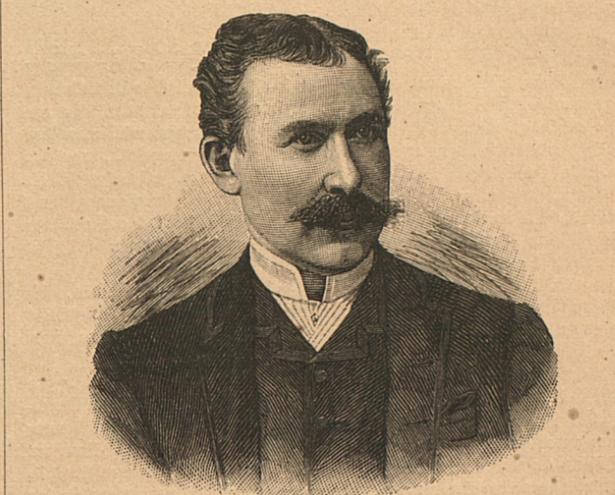
Öffentlichkeit trat, staunte man schon über die hier dokumentierte Schärfe der Beobachtung, sowie über die erstaunliche Gestaltungskraft in der Wiedergabe des Erhaltenen, und seitdem hat Meyerheim die Kunstfreunde aus staunender Bewunderung seiner Leistungen kaum herauskommen lassen. Jenem ersten Bilde sind außerordentlich viele gefolgt, in ihrem Sujet zumeist der Tierwelt entnommen, die sowohl in ihrem Leben unter sich, wie in ihren Beziehungen zu den Menschen mit höchster Meisterlichkeit abgebildet wird. Daneben schuf er reizvolle humoristische Genrebilder, treffliche Porträts, tiefempfundene stimmungsvolle Landschaften, geniale Dekorationsbilder voll sinnig heiterer Phantastik, und alles das aus der Fülle eines von den Schönheiten dieser Welt und des menschlichen Lebens innig und tief erfüllten, lebenswürdigen Gemütes, selbst glücklich und beglückend alle, die in den Zauberkreis seiner Kunst eintreten.



Julius von Klever.

er freilich auch die spezifisch russische Natur, die Poesie des nordischen Winters, die stimmungsvollen, lichtverschleierte Frühling- und Herbsttage, russische Waldpartien und Parks in meisterhafter Weise und steigert den jungen Ruhm seiner Künstlerkraft von Jahr zu Jahr. J. von Klevers Geburtsort ist Dorpat, sein Geburtsjahr 1850. — Er ist Professor und russischer Akademiker.

Der Schöpfer unseres Bildes „Christin in den Katakomben“ ist den Lesern des „Bazar“ bereits vorteilhaftest bekannt. Von ihm rührte das jüngst veröffentlichte treffliche Bild „Daphnia“ her. Nathanael Sichel, ist geboren 1844 zu Mainz, erwarb sich schon als zwanzigjähriger Jüngling einen



Nathanael Sichel.

guten Ruf durch sein Bild: „Philipp der Großmütige an der Gruft seiner Gemahlin“, malte einen „Joseph vor Pharao“ (der ihm den Preis für Rom erwarb), einen „Don Carlos“, eine „Maria Stuart“ und 1876 das vorzügliche Gemälde „Francesco di Rimini“. In Berlin gehört Sichel zur Zeit zu den gefuchtesten, glänzendsten und vornehmsten Porträtmalern. L. J.

Anmerkung der Redaktion. Wir entnahmen die obigen Bilder von Paul Meyerheim und Jul. v. Klever der durch textlichen Inhalt, wie durch wahrhaft künstlerische Illustrationen gleich hervorragenden „Deutschen Illustrierten Zeitung“, deren bevorstehendes neues Quartal (1. April) wir allen Freunden und Freundinnen von Kunst und Litteratur angelegentlich zum Abonnement empfehlen. Die Red.

